Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 36 (1932-1933)
Heft: 10

Artikel: Jonas Truttmann. Elftes Kapitel
Autor: Zahn, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-667239

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 27.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Am häuslichen Herd.

XXXVI. Jahrgang | Zürich, 15. Februar 1933 | Heft 10

Morgenglocken.

Es läuft turmab und -auf durch graue Frühe
Ein schlankes Glöckchen. Andre hinterdrein,
Wie eine Herde blanker Silberkühe.
Das stürmt und stampft die Wolkenweide ein.

Das spielt wie Kinder um verschlafne Hügel,
Das hascht sich, flieht und fängt sich wieder ein,
Hängt sich dem Nachtwind an die feuchten Flügel
Und weckt den ersten scheuen Frührotschein.

Des Schlafes dunkles Reich ist jäh zerbrochen,
Die Glocken haben seinen Wall berannt.
Die Sonne hat ein goldnes Wort gesprochen:
„Es werde Tag! Komm, Arbeit, weck das Land!"

Die Türme schweigen, und die trauten Töne
Vertropfen rund und kugelblank ins Nichts.
Anhebt das blutige Spiel der Menschensöhne,
Begnadet von der vollen Flut des Lichts.

Ilse Franke.

Jonas Truttmann.

Roman von Ernst Zahn. (Fortsetzung.)

Elftes Kapitel.

Jonas Truttmann ging an diesem Abend lange nicht zu Bett. Er legte sich, die Ellbogen breit hingestemmt, ins Fenster und sah in die Nacht hinaus. Wolken und Sterne trieben ihr Wechselspiel. Jetzt kamen die weißen und schwarzen Wolkenschiffe gefahren und segelten über den Himmel hin, und jetzt blitzten die kleinen Sternlichter zwischen ihnen auf wie weit entfernte Leuchtturmfeuer.

Wo gehst du hin, Jonas Truttmann? fragte dieser sich selbst und überdachte alles, was er mit Inocenta bis jetzt erlebt hatte. Keine bestimmte Absicht hatte ihn bisher geleitet, irgendein geheimnisvoller, unwiderstehlicher Trieb ihn geführt. Jetzt fragte er sich plötzlich, was daraus werden müsse. Er sah die Wolken, wie sie zogen. So gingen die Tage, die Jahre, das Leben. Es lohnte sich nicht der Mühe, wenn nicht manchmal etwas aufleuchtete wie die kleinen goldenen Feuer, die zwischen den Schatten dort glitzerten! Seine eigene Zeit war arm gewesen, aber es gab Menschen und Dinge, an die auch er gern dachte. Bethli fiel ihm ein. Er erinnerte sich eines Ganges an den Buvenwald hinauf, einer Rast im Luß, einer Fahrt auf dem See, wenn die Firne glühten. Er mußte an die Bücher denken, die drüben im Wandschrank in langen Reihen standen, seltene Gäste in einem Bauernhause. Allein oder mit einem einzigen Kameraden wie Bethli, das Kind, gewesen, wie es der Wald, der See, die Sonne, ein Buch sein konnte, ließ sich das Leben schon leben.

Aber das Schönste wäre doch ein Mensch, gerade weil das so schwer zu finden war. Keinen hatte er gehabt, dachte er bitter. Die eigenen,

eigensten Leute waren ihm fern geblieben, hatten neben ihm hingetrieben, als ob er nicht da wäre. Die anderen alle aber, die ihm seither begegnet waren — bah — sie gafften ihn an, sie lachten oder sie hatten das aufdringliche Mitleid. Er haßte sie oder war scheu vor ihnen. Die Mädchen schon gar — wenn er sie beim Tanze gesehen oder auf den Kirchgängen — hatte er sich immer fern von ihnen gehalten, nur ganz heimlich etwa nach ihnen hingeblinzelt; er fühlte, daß sie nichts von ihm hielten noch wollten, und doch zog ihn etwas zu ihnen, etwas, was ihn zornig machte, daß sie sich so gar nicht um ihn kümmerten. Und nun — die Inocenta? Was wollte, hoffte er von ihr? Sie war einsam, fast wie er. Der Vater, der ein Säufer war, konnte ihr nichts geben. Andere, Bekannte oder gar Freunde besaß sie, so viel er wußte, nicht. War es da nicht möglich, daß — daß er etwas für sie bedeuten könnte? Bisher, so schien ihm, hatte sie nicht ungern mit ihm sich unterhalten. Sie begegnete ihm mit Achtung, fast mit Scheu, als stehe er weit über ihr. Sie war arm, sehr arm. Vielleicht würde sie die Versorgung schätzen, die — —

Jonas beugte sich weiter in die Nacht hinaus, ein kühler Wind strich ihm um die Stirne. Er streckte auch die Hände hinaus, um sie in der Kühle zu baden. Seine Brust atmete hoch auf. Eine Hoffnung schwellte sie. Etwas Unmögliches, Weites, Drängendes spannte ihm die Muskeln. Zum erstenmal in seinem Leben empfand er einen glühenden Wunsch, jemand Liebes zu tun. Schenken hätte er jetzt mögen.

Er besann sich.

Unter seinen Büchern stand eines, das er besonders mochte, eine Geschichte, „Romeo und Julia auf dem Dorfe" hieß sie. Er las sie immer wieder, weil so viel Wahrheit und so viel Leid und so viel Leidenschaft darin war. Dieses Buch, das er als reichen Besitz betrachtete, hätte er weggeben mögen. Etwas vom Besten, was er hatte. Weil — weil für die Inocenta auch das Beste noch nicht gut genug war. —

In einer Verwirrung von unbestimmten Hoffnungen und halbdurchdachten Plänen suchte Jonas endlich sein Bett auf. Als er sich mit der gewohnten Mühsamkeit auf sein Lager schob, fiel ihm Geni ein. Wie lange Zeit er sein Schlafkamerad gewesen. Merkwürdig! Er hatte nicht mehr an ihn gedacht, nicht mehr sich erinnert, daß er einen Bruder, einen Mithauser hatte, der wiederkommen würde. Und jetzt — bedrängte ihn der Gedanke. Er suchte ihn zu vergessen. Er zwang sich, an anderes zu sinnen. Aber die Gewißheit, daß Geni da war und wiederkommen würde, stach ihn weiter, stach ihn, bis er einschlief.

Am anderen Tag nach der Mittagsmahlzeit, als Inocenta wie gestern der Franziska in der Küche helfen wollte, sagte Jonas zu ihr: „Liest du auch Bücher?"

Sie sah ihn verlegen an. „Nein," gestand sie. „Erstens habe ich keine, höchstens etwa einen Kalender, und zweitens hätte ich nicht Zeit zum Lesen."

„Man muß lernen, Zeit zu haben," belehrte er, winkte ihr in die Nebenstube und tat ihr einen Schrank auf.

Hier stand in schönen Einbänden Buch an Buch. Von seinen Marktfahrten hatte er sie mitgebracht. Im Wald, nachts in seiner Stube las er sie, las sie heimlich wie ein Kind, dem das noch verbotene Freude ist; denn er wollte niemand zeigen, daß er mit einem Teil seines Herzens dem Bauernstand entwachsen war.

„Mein Gott", entfuhr es der erstaunten Inocenta, „habt Ihr das alles gelesen?"

„Das meiste," antwortete er. „Vieles mehr als einmal.

Dann begann er Band um Band hervorzuziehen, ließ die schmalen Finger liebevoll über die Titel spielen, öffnete, blätterte und erklärte. „Das ist eine Erzählung. Ich mag sonst derlei nicht. Aber wenn das Leben im Buche ist, lese ich es gern. Sonst sind mir die Bücher, aus denen man lernen kann, lieber, etwa dies —" er zeigte ihr eine Schweizergeschichte — „oder diese —" er hielt zwei Bände in Händen, die von Landwirtschaft und Viehzucht handelten.

Auf einmal öffnete er mit besonderer Sorgfalt ein etwas vergriffenes Buch. „Das ist schön und traurig," sagte er einfach. „Das, wenn du willst, will ich dir einmal vorlesen an einem Sonntag."

Inocenta dachte, daß sie an einem Sonntag gar nicht da sei, und empfand auch kein Verlangen nach dem Buche. Aber sie begegnete seinen braunen, ernsthaften Augen und hatte große Achtung vor ihm.

„Es ist wie das Leben selber", fuhr er fort, „grausam, daß es einem das Herz aufwühlt."

„Warum soll man sich an einem Buche traurig machen?" meinte sie.

„Es ist einem manchmal not, daß man von fremdem Unglück auch weiß," antwortete er.

Inocenta überlief es. Wie merkwürdig er das sagte! Und wie dabei seine Stirne eine messerschnittfeine Falte bekam! Sie ahnte etwas vom inwendigen Leben eines anderen Menschen. Es rüttelte sie auf. Halb fühlte sie sich zu Jonas hingezogen, halb von ihm abgestoßen.

Da sprach er schon weiter. „Einmal, wenn der — dein Vater wieder irgendwo seinen Rausch ausschläft, will ich dich abholen. Dann setzen wir uns an einen Ort, wo uns niemand stört. Da lese ich dir."

Er sagte das bestimmt. Inocenta wagte gar nicht nein zu sagen. Sie nickte nur. Und als sie dann Gelegenheit bekam, zu sagen, daß sie nun doch in die Küche hinaus müsse, war sie erleichtert. —

Am darauffolgenden Sonntag saß sie mit Jonas im Nauen auf dem See. Er hatte es im Laufe der Woche als selbstverständlich erklärt, daß Pinelli und seine Tochter auch am Sonntag zum Essen kämen. Die beiden hatten sich auch schon so an dem Tisch eingelebt, daß sie keiner besonderen Überredung bedurft, sondern sich ohne Umstände eingestellt hatten. Pinelli selbst hatte sich mit Kaspar, dem Knecht, angefreundet, und sie gingen nachher miteinander zum Kartenspiel ins Wirtshaus, das Sonntagsparadies des Tschusepp. Jonas aber hatte das Buch aus seinem Schrank geholt und Inocenta vorgeschlagen, auf den See hinaus zu rudern.

Nun saßen sie auf dem blauen, reglosen Gewässer.

Das Mädchen war ohne viel Teilnahme oder Erwartung mitgegangen. Das einzige Gefühl, das sie bewegte, war vielleicht, daß sie ein wenig stolz auf die Bevorzugung war, die der habliche und angesehene Jonas Truttmann ihr angedeihen ließ.

Die grünen Wiesen umschlossen den See, gelbes Schilf stand schlank und hoch im Wasser und neigte manchmal unendlich sanft und vornehm die Spitzen, wenn ein Windlein darüber strich. Am Nauen hingen die beiden schweren Ruder, und Jonas saß zwischen ihnen, das Buch auf den Knien. Das Zerbrochene seines Körpers trat so weniger zutage. Die Sonne streifte von hinten seine beiden Wangen, zeigte ihre Feinheit und die Weiße der Schläfen und lieh dem dunkelbraunen Haar einen schönen Glanz.

„Willst du nicht neben mich kommen, damit dich die Sonne nicht blendet?" fragte er Inocenta.

Sie stand von dem Platz ihm gegenüber auf und ließ sich in seiner Nähe auf dem Rand des Nauens nieder.

Wenn sie die Häupter hoben, so sahen sie die zarten grünen Linien der beiden Buven, der Vorberge, sich vom Himmel abheben. Graugelbe Steinwände leuchteten, und in der Tiefe säumte sie der dunkle, aber selbst in diese Weite von neuem Saft und Leben schimmernde Wald.

Aber sie sahen einander auch selbst, und Jonas durfte sein Buch nicht zu oft verlassen, denn Inocentas Gesicht war dicht vor ihm. Er hatte Herzklopfen. Er wußte, daß sein Arm den ihren streifen mußte, wenn er ein wenig nach ihrer Seite rückte. Der Wind wehte ihm den leisen Duft ihres Körpers zu. Er begann mit dem Lesen, aber anfänglich zitterte ihm die Stimme. Der Inhalt der Erzählung nahm ihn indessen wie schon oft gefangen. Während er von den beiden pflügenden Bauern las, wie sie über die Äcker herauf einander entgegenschritten, der Wind ihnen die Zipfelmützen hob und nach vorn oder hinten legte, und sie dann wieder sich voneinander entfernten, um am Horizont zu verschwinden, wurde er eifrig, unterbrach sich selbst und sagte zu seiner Zuhörerin: „Merkst du, wie das lebt? Das ist alles, wie wir es jeden Tag sehen."

Ebenso tat er bei der Stelle, wo Vrenchen beschrieben wird. „Ist das nicht wie gemalt?" fragte er. „Siehst nicht das Blut unter den Wangen des Mädchens wallen?"

Noch mehrmals floß so seine eigene Anteilnahme belebend und begeistert in den Gang der Erzählung.

Inocenta, anfänglich befremdet, wurde bald von einer tiefen Spannung ergriffen. Sie neigte sich unwillkürlich näher. Unbewußt gab sie das Verdienst an den lebensvollen Vorgängen, von denen ihr Herz bewegt wurde, nicht sowohl dem Verfasser des Buches, sondern dem Vorleser.

Als Jonas ungefähr zur Hälfte der Erzählung und dort angelangt war, wo Sali, der Jüngling, mit seinem Vrenchen von deren tobendem Vater überrascht wird, hielt er inne, schlug das Buch zu und sagte hochaufatmend: „Den Rest ein andermal."

Inocenta blickte schweigend und ergriffen vor sich nieder.

Auch er wurde still und heftete den Blick an den Nauenboden.

Nach einer Weile erst fragte er: „Gelt, ich habe dir nicht zu viel gesagt?"

Sie hob die Augen, und er sah, daß Tränen darin waren. Antwort gab sie nicht.

Die Sonne hatte sich schon stark gegen Westen geneigt. Jeder Windzug schwieg. Jonas setzte die Ruder ein und trieb das plumpe Fahrzeug langsam weiter, dem Schilf entlang, über dem zwei Falter ihr Liebesspiel trieben. Nach einiger Zeit legten sie an, stiegen aus und schritten dem Hause zu.

Inocenta war seltsam zumute. Sie kam sich klein vor neben ihrem Begleiter. Als sie das Haus erreichten, hatte sie Eile, heimzukommen. Der Vater werde bald kommen und sie vermissen, sagte sie.

Er hielt sie nicht auf. Er war tief erregt. Eigenes Schicksal schwang mit der Erinnerung an das mit, was er gelesen.

Die Arbeitswoche brachte neues Beisammensein.

Als Pinelli und seine Tochter am Dienstag vormittag in die Eßstube traten, befand sich da noch ein Viehhändler, der mit Jonas Geschäfte und eben einen eingehandelten Stier bezahlt hatte. Die beiden Männer standen noch in lebhafter Unterhaltung und achteten nicht auf die Eintretenden, die sich still an ihre Tischplätze setzten. Jonas hatte das kurze Bein in der Luft hängen und hielt sich an der Lehne eines Stuhls, der Händler, ein stämmiger Fünfziger mit einem blonden Biedermannskopf, sah neben dem schmächtigen Krüppel wie ein Riese aus. Sie sprachen davon, daß in zwei Ställen im oberen Tessin die Maul- und Klauenseuche ausgebrochen sei. Der Händler war drüben gewesen und erwähnte die Gefahr der Verschleppung, die darin liege, daß die Märkte doch abgehalten würden.

„Freilich", meinte er, „ich halte diese Gefahr immerhin für das kleinere Übel, wenn man bedenkt, welcher Schade dem Bauern aus den Absperrungsmaßregeln erwächst."

„So?" fragte Jonas dagegen. „Haltet Ihr wirklich?" Ein scharfer Zug von spöttischer Überlegenheit stand in seinem Gesicht. „Das ist eben der Geldsackstandpunkt. Was aber besser ist, ob ein Dutzend Bauern Schaden leiden oder gleich ein halbes Volk, wenn die Seuche weitergreift, danach frägt niemand. Ich bin nicht über den Gotthard gefahren. Ich habe an unsere Regierung eine Eingabe gemacht, daß die Einfuhr allen welschen Viehs verboten werden solle. Wenn ich drüben Herr wäre, wüßte ich, was geschähe, damit die Pest auf den Herd beschränkt bleibt."

„Nun?" fragte der andere.

„Das kranke Vieh muß fallen. Auf den einzelnen darf nicht geachtet werden."

„Der einzelne wird Euch dafür nicht danken."

„Dem soll der Staat helfen, der ihn durch seine Strenge trifft."

Der Händler schwieg. Er schien sich den Gründen des Jüngeren zu unterwerfen. Nach einer kleinen Pause änderte er das Thema. „Ihr habt kein schlechtes Stück im Stall stehen, Truttmann," lobte er eifrig, „die reine Musterwirtschaft. Es sind Euch auch wieder drei Tiere prämiert, höre ich."

Jonas verzog keine Miene. „Der Bruder versteht seine Sache," sagte er. „Auch der Kaspar dort" — der Knecht trat eben ein — „weiß wohl Bescheid."

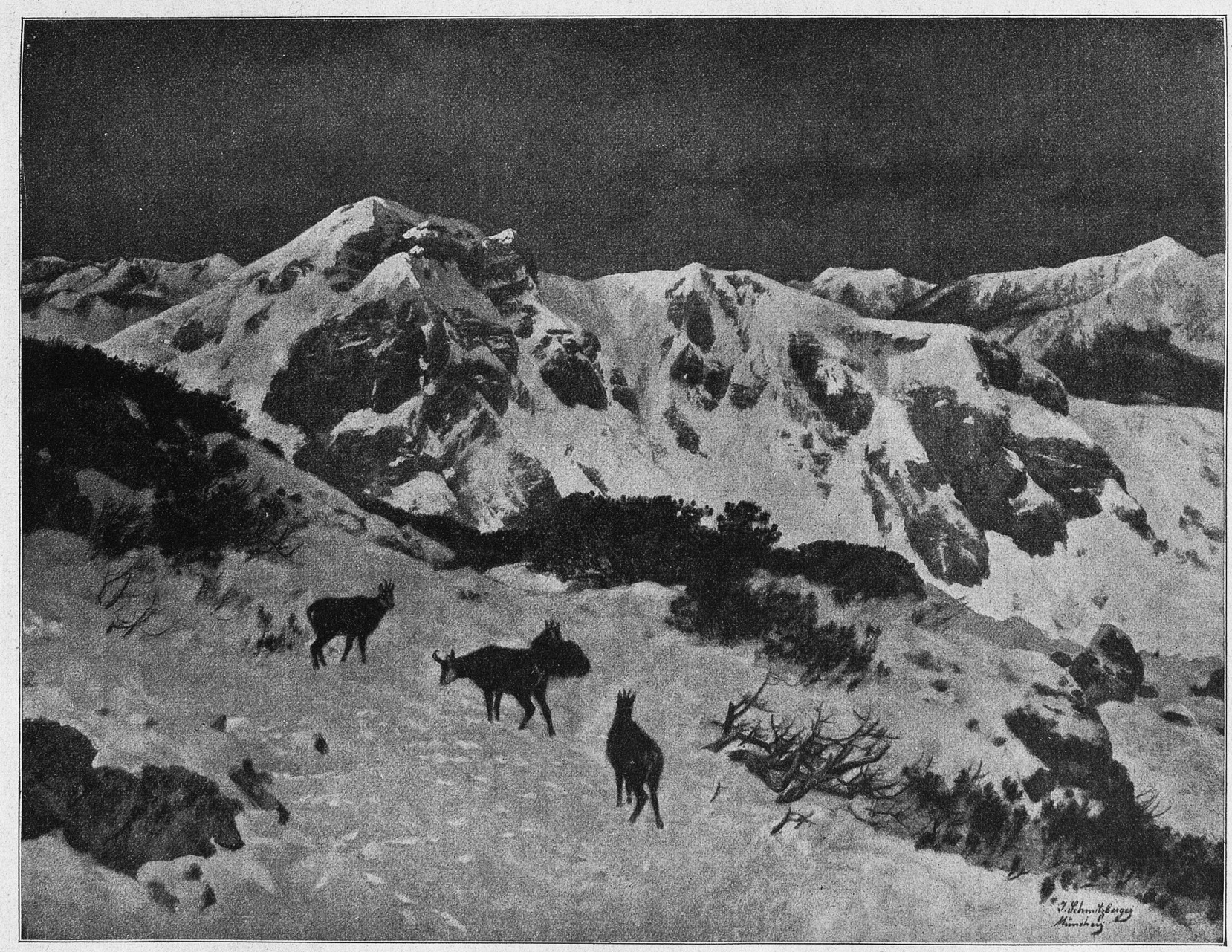
Daß Einkauf, Verkauf und Aufsicht bei ihm lagen, sagte er nicht. „Es bleibt noch viel zu verbessern," fuhr er fort. „An den Ställen besonders. Diese waren bis jetzt dumpf und niedrig wie Marterkasten."

„Aber wir müssen an die Suppe," unterbrach er sich dann selbst und wies den Händler, den er eingeladen, an, Platz zu nehmen. Im Niedersitzen sagte er dem Gast, wer der Tschusepp und seine Tochter seien. Die Franziska setzte sich neben den Händler.

Dieser sah die Inocenta mit großen, bewundernden Augen an, und wenn er auch während des Essens sich meistens mit Jonas unterhielt, zog es ihm den Blick immer wieder nach dem Gesicht des Mädchens.

Jonas bemerkte es. Bei sich selber zollte er dem anderen Beifall: Gelt, das ist ein Bild! Und die Freude strömte aus seinem Herzen auf und durchlief als ein wohliger Strom seine Glieder.

Inocenta hatte mit Teilnahme dem Gespräch von vorhin gelauscht. Der Landwirt Truttmann war ihr bisher nur aus den rühmenden Schilderungen ihres Vaters und etwa dadurch bekannt gewesen, daß sie ihn in Stallkleidern vom Gaden oder über ein Feld herhinken sah. Jetzt hatte sie zum erstenmal eine Art Zeugnis seiner Fachkenntnis erhalten. Und zugleich wuchs ihr Erstaunen, daß dieser Tüchtigkeits- und Alltagsmann derselbe war, wie der, der mit ihr im Nauen gesessen und wie ein Stadtstudent ihr eine Geschichte vorgelesen hatte. Sie würdigte in diesem Augenblick ihre Stellung im



Wintermorgen im Gebirge. Nach dem Gemälde von J. Schmitzberger.

Seeguthause nicht mehr nur um der Erleichterung willen, die sie ihr bot, sondern auch weil sie Truttmann, den Hausherrn, schätzte.

Die Mahlzeit brachte nichts Ungewöhnliches. Man aß und unterhielt sich. Die Männer tranken nachher noch schwarzen Kaffee. Dann geleitete Jonas den Gast hinaus.

Am nächsten Tage hieß Truttmann Inocenta mit nach dem Stalle kommen. Eine Kuh hatte gekalbt, und er zeigte ihr das Junggeborene. Sie sah, wie die Tiere seinen Schritt kannten. Ketten rasselten, Köpfe wandten sich um. Leises Muhen grüßte ihn. Er trat zu der und jener Kuh, kraute sie, griff Salz aus der Tasche und ließ sie lecken.

„Nächstes Jahr, wenn alles gut geht, sollt ihr feinere Wohnung bekommen, Herrschaften," scherzte er, und fuhr mit der Hand zärtlich über den Rücken eines grauen Rindes.

Seine Art nahm Inocenta gefangen. Es schien ihr viel Zielbewußtheit und doch wieder viel Güte darin.

Am Samstag fragte er sie, ob sie am Sonntag die Geschichte von Romeo und Julia zu Ende hören wolle.

Sie bejahte eifrig und war voll Spannung.

Dann bekam sie am Sonntag wieder den anderen Jonas zu spüren, den Grübler und, wie sie mit neuer Verwunderung bemerkte, Vielwisser und Vielleser. Sie waren diesmal nicht an den See hinabgegangen, sondern saßen im Steingeröll des „Luß", wo die grünen, feinhaarigen Lärchen über grauen Blöcken wehten und der Wind die alten, bemoosten Tannen bei ihren grauen Bärten zupfte. Hoch an der Halde saßen sie auf einem Felskerl von der Größe eines Hauses, auf dem sich doch im Laufe der Jahrhunderte ein kleiner Garten von Heidelbeerstauden, Alpenrosen und Zwergarven angesiedelt, auch eine etwas kümmerliche Tanne noch Wurzel geschlagen hatte. Die Welt lag unter ihnen, Bergseeon, das Dorf, sein kleines, träumendes Blauauge von See und weiterhin das von heißer Luft überzitterte Tal. Die Nadelbäume ringsum dufteten, und der blaue Himmel wölbte sich hoch wie die Decke eines Göttersaales.

Inocenta war erstaunt gewesen, wie leicht ihr Begleiter den steilen und unbequemen Weg überwunden hatte. Er hatte etwas fast Katzenartiges, wenn er sich mit seinen verkrümmten Gliedern über Halden empor und von Block zu Block half. In seinem Gesicht malte sich dann der starke, fast böse Wille, mit dem er im Leben die vielen Hindernisse überwand, die sich ihm entgegenstellten. Aber dieser herbe, beinahe häßliche Ausdruck, den das Mädchen manchmal erscheinen sah und von dem sie sich leise zurückgestoßen fühlte, machte, sobald Ruhe und Einsamkeit ihn wieder umgaben, einer sinnenden Stille der Züge Platz.

Jonas fragte nicht, ob es Inocenta passe, sondern begann sogleich zu lesen. Die wilde, leidenschaftliche Liebe der beiden Bauernkinder erfüllte sich vor Inocentas Augen zur Todeshochzeit. Jonas las eintönig, ungeschickt, aber je mehr die Erzählung ihrem Ende nahte, mit einem harten, bitteren Ton, in dem sein Zorn gegen das Schicksal klang, dessen Schrift im Buche war. Als am Schluß Sali und Vrenchen mit dem Strom und aus der Hochzeitsnacht in den Tod hinüberglitten, hingen an Inocentas Lidern wieder Tränen. Er sah es, schlug fast hastig das Buch zu, stieß ein kurzes „So" durch die Zähne und trommelte dann mit den Fingern leise auf seinen Steinsitz.

„Es ist mir doch zu traurig," sagte Inocenta.

„Aber wahr," entgegnete er heftig. „So treiben die Menschen noch manchen ins Unglück. Entweder mit Gleichgültigkeit oder mit Mißgunst oder mit Hohn."

Es war unmöglich zu verkennen, daß sein eigenes Schicksal aus ihm grollte. Inocenta wußte die Geschichte seines Unfalls nicht in ihren Einzelheiten, kannte auch sein Verhältnis zu den Menschen im allgemeinen und seinen Verwandten im besonderen nicht, aber so unerfahren sie war, sie fühlte doch, wie aufgewühlt er war.

Da fuhr er höhnisch fort: „Edle Menschen gibt es, herrliche Leute! Weil sie es gut haben, weil ihnen nichts fehlt, dämmern sie durch ihre vergnügten Tage hin und haben nicht Zeit, beiseite zu sehen, wo einer steht, der es auch einen Augenblick haben möchte wie sie, einer, dem sie mit einem guten Wort, einem freundlichen Blick wohltun könnten. Alle sind so, alle, alle, alle, und die so sind, sind noch die besten; denn es gibt andere, die lachen, lachen, wenn es den Menschen schlecht geht."

Sie hob ein wenig ihre Hand, wie um zu bitten, daß er sich nicht so errege. „Manchmal hat man auch Mitleid und kann es nicht zeigen," sagte sie. „Und manchmal getraut man sich nicht. Und oft tut Mitleid nur weh."

Sein Grimm erlosch wie die Sonne, wenn sie

rasch hinter dem Gebirg versinkt. Sie hatte auch ihre Last, fiel ihm ein. Sie hatte doch den verkommenen Vater und — — Er fühlte eine Gemeinsamkeit zwischen ihr und ihm. Er spürte, daß sie es gut mit ihm meinte, daß sie ihm gern etwas Freundliches tun oder sagen möchte. Er nahm ihre erhobene Hand und legte sie, von der seinen umschlossen, auf den Stein nieder.

„Du hast schon recht", sagte er, „man soll sich nicht so erbosen. Man weiß ja nicht, ob nicht doch — —"

Er vollendete nicht. Es würde eine Hoffnung darin gelegen haben, aber er wagte nicht, sie auszusprechen.

Eine ganze Weile saßen sie stumm nebeneinander.

Dann wurde Inocenta unruhig und stand auf.

Sie kletterten den Weg zurück, den sie gekommen waren. Er sah oft verstohlen nach ihrem Gesicht, an dem er sich immer noch ergötzte wie an einem Bildnis von eines großen Künstlers Hand.

Aber auch Inocenta dachte an ihn, als sie sich bald nachher von ihm trennte, um heimzugehen. Welch ein merkwürdiger Mensch, dachte sie.

(Fortsetzung folgt.)

Ausfahrt.

Berggipfel erglühen,
Waldwipfel erblühen
Vom Lenzhauch geschwellt;
Zugvogel mit Singen
Erhebt seine Schwingen,
Ich fahr' in die Welt!

Mir ist zum Geleite
In lichtgold'nem Kleide
Frau Sonne bestellt;
Sie wirft meinen Schatten
Auf blumige Matten,
Ich fahr' in die Welt!

Mein Hutschmuck die Rose,
Mein Lager im Moose,
Der Himmel mein Zelt:
Mag lauern und trauern
Wer will, hinter Mauern,
Ich fahr' in die Welt!

Scheffel

Aus meinem afrikanischen Skizzenbuch.

Biskra.

Von Ernst Eschmann.

Für den Europäer, der die großen Städte kennt und auch die Ebenen, Berge und Täler, die dazwischen liegen, ist Biskra ein Märchenland. Alles ist so ganz anders, so sehr verwandelt, daß man aufschaut und glaubt, in einer neuen Welt erwacht zu sein.

Die mächtigen Räder der Geschäftigkeit sind abgestellt, wenn auch nicht ganz; sie haben nur halben Schwung, und wie ein ewiger Sonntag liegt es über der Siedelung, die doch gegen zwanzigtausend Einwohner zählt. Mitten am Tage kauern und hocken Scharen der in ihre weißen Überwürfe gehüllten Araber vor ihren Hütten, vor den einfachen Kaffeehäusern des Städtchens. Sie reden nicht viel, philosophieren vielleicht ein bißchen und staunen in den klirrend blauen Himmel, des nachts nach dem Mond und den Sternen, die das seltsame Afrika beglitzern. Aber ganz tatenlos sind sie nicht, sie spielen ihr geliebtes Spiel, das Domino, setzen eifrig Stein an Stein, und wenn sie gewonnen oder verloren haben, mischen sie die schwarzweißen Plättchen durcheinander und fangen von vorne an. Vier fünf andere schauen ihnen stillvergnügt zu.

So wickelt sich ein Großteil ihres Lebens ab. Sie haben keine Eile, die kaufmännische Hast und der fieberhafte Wettstreit Europas kreist nicht in ihren Adern. Dringliche Arbeit, die unaufschiebbar war, haben die Frauen getan, die im Range hier so viel tiefer stehen als ihre Männer. Sie wissen noch nichts von Emanzipation, sie nehmen ohne Murren ihre Last auf sich, lassen sich, frühreif, verheiraten und verblühen auch bald wie eine Blume an einem über-